

Die Votivbilder zu Maria-Rickenbach

Autor(en): **K.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **70 (1929)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1008073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Votivbilder zu Maria-Rickenbach.

Kein Pilger, der am Bild der Himmelskönigin zu Rickenbach Aufmunterung und Trost gesucht, labt sich nicht auch gerne am Anblick der Dankeszeichen. Sie sind wie Buchblätter aus längstverganegener Zeit, aufgeschlagen hier an den Wänden der Kapelle, kunstvoll und mit Liebe beschrieben von unseren Vorfahren. Nur schien es in den letzten Jahren, als seien diese Buchblätter etwas

eine Gruppe auf der Männerseite, Mitte. Alle diese auf Holz gemalten Bilder sind breitweiss angelegt und mit schwarzem Holzrahmen eingefasst. Sieben dieser Bilder zeigen das Innere der alten ersten Kapelle: roter Ziegelboden, durch die Fenster Ausblick auf die Berge, vorn das Gnadenbild in der echten alten Gestalt als Holzstatue ohne Tuchkleider. Beachtenswert ist auch die



auseinandergeraten, die hintersten und die vordersten Seiten untereinander, nämlich uralte und heutige Vota, hier vieles übereinandergeklebt, dort wieder Lücken, manches beschädigt, manches herausgerissen, das ganze wie ohne Einband und Schnitt.

So ließ denn die Verwaltung der Gnadenstätte eine Art Buchbinder kommen, der nun dies ehrwürdige Buch der Dankesbezeugungen wieder in Ordnung brachte und gleichsam Seite um Seite sorgfältig an die Wände hintapezierte.

Erste Seite, die Jahre 1600 bis 1700. Aus dieser Zeit sind noch neun Tafeln gefunden worden. Sie bilden nun

Tracht der frommen Väter: die Männer erscheinen in weitem Wams und Pluderhosen, die Frauen mit steifem schwarzem Kleid und Häubchen nach der Mode Maria Stuart. Diesen Tafeln, die, wie der bedrohte Seemann, sehr fein gemalt sind, ist nicht immer die gebührende Sorge zugewendet worden: einige lagen Jahrzehnte lang im Staub, und es ist nur zu verwundern, daß sie nicht wie ihre andern Gespanen aus alter Zeit verschwunden sind oder von Altertumsfreunden an sichere Orte hin gerettet wurden. In der jetzigen Gruppierung werden sie sicher jeden Marienverehrer und jeden Geschichtsfreund höchlich erfreuen und erbauen.

Die Jahre 1700 bis 1800. Die zwei Duzend Bilder aus dieser Zeit sind in Form eines Bandes das Täfer entlang gezogen, auch Mitte der Männerseite. Diese Tafeln sind kleiner als die frühern und gehen mehr in die Höhe als in die Breite. Wo auf ihnen das Gnadenbild ersichtlich ist, trägt es schon das Stoffkleid, die Modernisierung hatte also in dieser Zeit stattgefunden. Die Darstellungen sind mannigfaltig:

Krieg (1798), Kranke, Pilger, Holzer. Die Männer tragen nun enge blaue oder braune Kniehosen, weiße Strümpfe, Halbschuhe, farbige Weste und langen Frack mit großen Knöpfen. Man begegnet hier vielen sehr gut gemalten Köpfen (man betrachte auch den feinen Greisenkopf auf der großen Tafel aus Büren, 1702, Männerseite hinten).

Im historischen Museum zu Stans befinden sich etwa 70 Votivtafeln aus Rickenbach, aus den Jahren 1600 bis 1800; einige andere wären noch in Privatbesitz aufzutreiben. Es sei hier der Wunsch ausgesprochen, diese ehrwürdigen Bilder möchten allgemach wieder der Wallfahrtskapelle zurückgeschenkt werden, um so mehr, als die jetzige Verwaltung nun alle Gewähr bietet für deren pietätvolle Übernahme und Erhaltung.

1800 bis 1870. Die Zeit der noch kleineren Holztäfelchen, die die Zahl von mehreren Hundert erreicht haben mögen. Einige gut, andere mittelmäßig gemalt, aber sehr viele rührend in der unmittelbaren Darstellung aller Arten von menschlicher Not

und innigsten Vertrauens. Nicht wir jetzigen Menschen allein tragen Leid und Kummer, auch unsere Vorfahren vor hundert und zweihundert Jahren schleppten ihr Kreuz. Die Tränenstube des Landes, möchte man sagen, war diese Kapelle, aber auch der Tempel der erleichterten Herzen.

Das Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit mit den Vorfahren wird da oben lebendiger als oft zu Hause in der Stube.

Ein jeder Midwaldner kann sich sagen: hier haben mein Vater und meine Mutter schon gekniet als sie noch Kinder waren, und der Großvater und seine Eltern schon haben ihre stillsten Gedanken hier vor Maria ausgesprochen. Es geht uns wie einem Luzerner im vorigen Jahrhundert. Eine ganze Familie, die Witwe-Mutter und ihre sechs halberwachsenen Kinder pilgerten her und ließen ein größeres Bild zurück, das sie alle, in der farb- und tuch-



reichen Tracht der damaligen Zeit, und knieend um den Altar gruppiert abbildet. Auf der Rückseite dieser Tafel findet sich nun eine Bleistiftnotiz, daß der älteste Sohn dieser Familie nach etwa dreißig Jahren wieder nach Rickenbach gekommen, das frühere Bild seiner Angehörigen in die Hand genommen und da an der vertrauten Gnadenstätte Wiedersehen mit ihnen und der eigenen Jugendzeit gefeiert hat.

Beachtenswert sind die Soldatenbilder aus dieser Zeit. Jedes Kriegsjahr hat sein kleines frommes Denkzeichen bei der Mutter Gottes zu Rickenbach gestiftet. Es tönt wie

Nachklängen der Sturmglocke und wie Einläuten des Friedens. Da sind Tafeln, die gelobt wurden im napoleonischen Feldzug nach Rußland, im Sonderbundskrieg, im Preußenzug (Bilder von Schützen und von Füsilieren). Die Erinnerung an den Weltkrieg hält die gedruckte Dankesschrift eines deutschen Kriegers fest.

1870 bis heute. Die handgemalten Bilder werden von der Marktware und den gedruckten Inschriften verdrängt. Ein im Laden gekauftes Bild schildert aber nicht die Not des einzelnen Hilfebedürftigen und deshalb verliert sich in dieser Zeit der Ausdruck und die Wärme der Motivbilder. Zudem stören einige Tafeln durch aufdringliche Größe. Sie wollen allein da sein und schlagen mit den Ellbogen drein, um die kleineren wegzustoßen. Wieder andere moderne Motivgeschenke fallen auch gar durch Dürftigkeit auf, nur Stramin und bloß Papier sind kein Schmuck mehr für ein Gotteshaus, und kein Kirchenrat und kein Filialrat würde sich solche Sachen in die

Kirche hinhängen lassen. Gegenstände vom „Zwanzig-Rappen-Stand“ verschmäht man zu Hause, warum soll dann die Kirche sie nehmen? Die ordnende Hand hat auch hier angefetzt und manches weggenommen, das andere übersichtlich und einheitlich an die ganze breite Rückwand gehängt.

Die Verwaltung der Wallfahrtskapelle hat für die künftigen Motivinschriften einen kostbaren Rahmen aus geschnitztem Nußbaumholz und verziert mit alten, der Mutter Gottes gewidmeten Schmuckgegenständen beschafft. Er bildet nun die Seite, wo die neue Zeit ihren Ruf und Dank hinschreiben kann. Doch sollte immerhin die lebende Kunst ihren Griffel vor Maria Rickenbach nicht fallen lassen und ins Heiligtum unseres Landes hie und da auch noch ein handgemaltes oder silbergetriebenes oder seidegesticktes Dankeszeichen spenden. Das eine ist gewiß, daß die Liebe zur Gnadenmutter, Vertrauen und Tröstung hier nicht gestorben sind.

K. V.

Vergebliche Mühe.

Der Dichter Karl Gutzkow hatte die üble Gewohnheit, spät nachts kurz vor dem Schlafengehen zu essen, und da er es liebte, viel und gut zu speisen, überlud er sich in der Regel den Magen so, daß er nicht schlafen konnte. Statt aber die Ursache dieser Schlaflosigkeit in der Ueberfüllung des Magens zu suchen, gab er immer seinem Bette die Schuld. Wiewohl er sich eine ganz eigenartige Matratze bauen ließ und sein Bett in jeder Weise bequem ausstattete, wollte der Schlaf nicht kommen. Da mußte Gutzkow einmal nach Dresden. Spät nachts kam er dort an und fuhr in sein Hotel. Er war sehr müde, aber noch mehr hungrig. Diesen gewaltigen Hunger zu stillen, war aber zu dieser späten Stunde nicht mehr möglich, da es warme Speisen nicht mehr gab und alles Kalte in der Speisekammer eingeschlossen war. So begab sich denn Gutzkow lamentierend und unwillig mit leerem Magen zu Bette. Ach, wie er diese Nacht schlief! Am Morgen erwachte er wie neu geboren. Wer

hatte daran wieder die Schuld? Der leere Magen? Nein, das Bett. Dieses Bett mußte er haben, koste es, was es wolle. Er ließ den Hotelier rufen und nach längerem Handeln ging das wirklich schöne und tadellose französische Bett in den Besitz Karl Gutzkows über. Gutzkow kehrte froh wie ein König nach Weimar zurück, brachte er doch das mit, was er seit Jahren suchte — ein Bett, in dem er schlafen konnte. Am Abend seiner Ankunft ging er gewohnheitsmäßig in seine Stammkneipe. Dort nahm er ein sehr solennes Souper, natürlich dabei eine Menge schwerer und unverdaulicher Speisen zu sich. Erst spät nachts wanderte er mit überfülltem Magen nach Hause. Er legte sich in sein neues Bett und erwartete den Schlaf; aber siehe da, er wollte auf dem neuen Lager ebensowenig kommen, wie auf dem alten, und verzweiflungsvoll mußte sich der gequälte, unbelehrbare Mann in sein Schicksal ergeben.